

sein wird, daß sie keine scharfe Ablehnung der Wilsonnote enthält, sondern den Weg zu weiteren Verhandlungen offen läßt. In der Note dürfte selbstverständlich auf das entscheidende Verbot hingewiesen werden, die Besatzung eingelegt werden, daß die Deutschen Gefangenen auszulassen kommen ließen. Was die anderen Punkte betrifft, so müßte in Wilson bei der Einholung der Meinung militärischer Sachverständiger einsehen, daß eine Räumung der besetzten Gebiete eine militärische Unmöglichkeit ist, solange kein Waffenstillstand vereinbart ist.

Zugleich tödt die Kriegsbefehle in den feindlichen Ländern sollen wie je, es wird der Beweis geliefert, daß unsere Feinde die Demokratisierung und Parlamentarisierung Deutschlands so gleichgültig ist, als es etwa auf dem Mars oder einem anderen Planeten eine Verfassungsänderung vorgenommen werden wäre. Ausdrücklich ist dort nur der Rache- und Vergeltungswille. Im Senat wurde eine Geredebeate aufgeführt, die alles früher übertrieben hat. Der französische Minister Bidon priet Wilson als den ersten Präsidenten, der es ablehne, mit einem Staate zu verhandeln, dessen Feiere sich weiterhin durch Verweigerung, Revisionen und Wildheit entziehen. Es müßte noller Erfolg und Strafe für alle angerichteten Schäden und Greuel gefordert werden. Der französische Senat nahm jedoch davon Kenntnis.

Wie in England die Stimmung ist, davon gibt nachstehende liberale Stimme Kunde, die im Vergleich zu den tobensten konservativen Blättern als gemäßigt anzusehen ist. Die Westminster Gazette schreibt: Wir müßten mit dem nächsten Vollerwerb warten, bis Deutschland seiner Lage selbst mißde ist und inwieweit müßten wir Truppenmassen unterhalten, die genötigt sind, uns zu machen. Es wäre das kein reiner Friede, Risikostat und Strafen würden ihm folgen. Wir hoffen innig, daß die zweite Möglichkeit sich verwirklicht. Wir müssen hierzu das deutsche Volk ermutigen und Wilson in seinen weiteren Bestrebungen, sich an das deutsche Volk direkt zu wenden, unterstützen. Aber wir dürfen auch nicht davon sprechen, daß wir das deutsche Volk bestrafen wollen, z. B. mit einer Vorkriegs, mit einem Vorstoß oder mit einem Wirtschaftskrieg nach dem Kriege unter der Bezeichnung von Notizen. Wir schließen uns den Neuerungen Maximilian Harden an, daß der kommende Friede die Unterwerfung Deutschlands unter eine Idee sein muß, die zum Weltfrieden wird, sofern wir es mit einem freien Volk zu tun haben, das sich aufrecht in dieser Hinsicht benimmt.

Trotz des Ozeans irrt sich die amerikanische öffentliche Meinung mit größter Entschiedenheit für die unerlässliche Fortführung des Krieges aus. Die gesamte Presse widerholt: Keinen Waffenstillstand, keinen Frieden. Die aus Frankreich und England einströmenden Nachrichten, die behaupten, daß diese beiden Länder jegliche Annäherung ablehnen, rufen hier die größte Befriedigung hervor und tragen zu einem noch engeren Zusammenhalt zwischen den Vereinigten Staaten und der Entente bei. Man macht darauf aufmerksam, daß der Senat, wenn auch Präsident Wilson die Vollmacht zur Fortführung des Krieges besitzt, über die Frage des Friedensschlusses befragt werden müsse.

Deutschland soll Elaf-Kolbringen räumen.

Rotterdam, 14. Okt. Nach dem „Nieuwe Rotterdamse Courant“ schreibt der Parlamentskorrespondent der „Duitsche Nieuws“, er erfahre von maßgebender Seite, daß die alliierten Regierungen sich bei der Beantwortung der beiden Fragen, ob es möglich sei, den von Deutschland verlangten Waffenstillstand zu gewähren, und unter welchen Bedingungen er erfüllt werden würde, an den Rat der militärischen Vorgesetzten im Felde halten werden. Die Frage, ob die deutschen Truppen aus Elaf-Kolbringen räumen müßten, werde, wie man in ministeriellen Kreisen annehme, bei der Waffenstillstandsfrage ebenfalls vorgebracht und nach diesen Gesichtspunkten entschieden werden. Die englische Regierung betrachte den deutschen Vorschlag zur Errichtung einer gemischten Kommission als unannehmlich und unausführbar. Die englische Regierung und das britische Reich würden nicht zögern, die Zukunft der deutschen Kolonien zum Gegenstand der Beratungen der Friedenskonferenz zu machen. Bezüglich des Grundgesetzes der Selbstbestimmung und der freien Wahl der Völker halten sie unerlässlich an ihren Aufstellungen fest. Dasselbe gilt für die Wiederherstellung und die Vergütung für die Verluste der Handelsflotte durch den uneingeschränkten U-Bootkrieg, sowie für die Schadenersatzung für die im Gebiete der Alliierten angerichteten Verwüstungen.

Ein Bild aus Meg.

Die schweren Kämpfe im Westen haben naturgemäß die allgemeine Aufmerksamkeit auch wieder auf Meg, den gemalten Schicksal unserer Landesverteidigung in Kolbringen gerichtet, und wenn es nach den feindlichen Verichten ginge, so müßte die kleine Feststadt schon längst in Schutz und Asche liegen, zumal auch über die Einwohnerhaft ge-
sprochen sein und dort Schrecken und Entsetzen herrschen. Wie es aber in Wirklichkeit in Meg aussieht, zeigt ein Bild in die „Meyer Zeitung“, die verbreitete Tageszeitung in Kolbringen. Die unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 von dem Verleger Long ins Leben gerufen wurde und auch in diesen schweren Tagen in einem Umfang fast wie in Friedenszeiten erscheint. Ihre Lokalberichterstattung zeigt zunächst, daß Handel und Wandel in Meg nach wie vor blüht, daß es Lebensmittel in reicher Menge gibt, und daß von irgend einer Hungersnot-Stimmung keine Rede sein kann. Am Gegenteil feiert man auch in Meg noch heute die Feste wie sie fallen, unterhält sich im Stadtheater bei Opern und Schauspielaufführungen. Selbst die maßstabsmäßig vorhandenen Kinos und die Wohltätigkeitskonzerte in den verschiedenen Gasthöfen und Kaffeehäusern in Meg. Die Gesellschaft für

lothringische Geschichte und Altertumskunde feiert soeben ihr 30-jähriges Bestehen. Sie hat unter der lebhaften Anteilnahme des Regierungspräsidenten Hübner von Sammerstein und zahlreicher Althoringer und Eingewanderten der Heimatgeschichte Kolbringers und besonders des Vortrags Meg, sowie der Altertumskunde und den geschichtlichen Hilfswissenschaften als Nachfolgerin der in den achtziger Jahren eingegangenen „Zeitschrift für die Geschichte und die Naturgeschichte der Lotharingen“ große Dienste geleistet. Die Namen ihrer Mitglieder haben in der deutschen Geschichtswissenschaft einen guten Ruf. Neben der Wissenschaft kommt auch die Kunst in Meg trotz der schweren Kriegszeit zu ihrem Recht. In der Parkanlage wird ein großes Kirchenkonzert mit Beethoven's „Missa“ und Mendelssohn's „Schöpfung“ gegeben. Auch das Gemerbe nicht still. Die Schneiderzunft Kolbringers kündigt in der „Meyer Zeitung“ die Begründung einer neuen Genossenschaft an, die den gemeinsamen Einkauf von Rohstoffen und die Übernahme von Lieferungen in die Wege leiten soll. Geburten und Sterbefälle werden ebenfalls regelmäßig gemeldet, wie auch die Dinge des täglichen Lebens und den besten Beweis für den Lebenswille ihrer schönen Stadt bezeugt wohl ein Inserat in der neuesten Nummer der „Meyer Zeitung“, in welcher gleich fünf junge, hübsche Damen auf einmal Verlobungsnachrichten, selbstverständlich gleiches Gepräge, finden.

Die Zukunft Syriens.

Berlin, 15. Okt. Der biesigen Schweizerischen Gesellschaft sind heute folgende an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wilson, an den Präsidenten der französischen Republik, Poincaré und an den König von England gerichteten gleichlautenden Telegramme zur Weitergabe überreicht worden:

„Englischen Zeitungsmeldungen zufolge hat die britische Regierung, deren Truppen bekanntlich in Syrien stehen, die französische Regierung eingeladen, die Bevölkerung Syriens gemäß den zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Verträgen für die Autonomie vorzubereiten. Es handelt sich hierbei um nichts anderes als um die Tatsache, daß Syrien in zwei Zonen geteilt werden soll. Eine davon, Palästina, soll unter das englische Protektorat und die andere, Syrien, soll unter das französische Protektorat kommen. Dieser Krieg der Entente ist also nichts anderes als ein Amerikakrieg gewesen.“

Im Namen der herabwürdigenden Gruppe im osmanischen Parlament erhebe ich Einspruch gegen jede Einmischung Frankreichs und Englands bezüglich der Regelung des Schicksals unseres Landes. Syrien ist ein osmanisches Land und soll ein osmanisches Land bleiben, trotzdem die Osmanen ein oder zwei Schlachten verloren haben.

Die Autonomie Syriens muß auf dem Grundsatze stehen, daß Syrien den Syrern gehört und daß diese also über ihr Los zu bestimmen haben. Ich schlage also gemäß den bekannten Grundsätzen Wilsons, Lloyd Georges und anderer berühmter Entente-Staatsmänner vor, das Los Syriens durch eine Volksabstimmung, die natürlich in vollkommener Freiheit und ohne die geringste Beeinflussung von irgendeiner Seite stattfinden muß, festzusetzen.

Ich wende mich hiermit an alle kriegsführenden und nationalen Regierungen, vor allem an die liberalen Gruppen Frankreichs und Englands, mit der Bitte zu beachten, daß jede auf brutaler Gewalt beruhende Entscheidung betreffend Syrien beim allgemeinen Friedensschluß als null und nichtig erklärt werden muß, und daß das Los Syriens, wie gesagt, vom Willen der Mehrheit der syrischen Bevölkerung abhängen hat. Jede andere Regelung steht gegen die Wünsche des syrischen Volkes und trägt in sich den Keim zu neuen Kriegen.“

Emir Chetib Arslan, Abg. des Senats, Syrien.

Die Unruhen in Portugal.

Lissabon, 17. Okt. Aus Lissabon meldet Havos: Die Revolution ist am Montag verstanden worden, daß ein Teil der Gvarnison von Evora sich erhoben und sich der Person des Vizekommandanten bemächtigt hat. Die Regierung hat sofort die nötigen Maßnahmen getroffen. Truppen aus Torres Vedras und Portalegre wurden nach Evora geschickt, um die Menter zu unterwerfen. Eine frühere Mitteilung des Zivilgouverneurs der Stadt gibt bekannt, daß die Revolutionäre sich unterworfen haben und in der Stadt Ruhe herrscht.

Die englischen Kriegsverluste.

Haag, 17. Okt. Reuters meldet aus London: Bloet soll England im Kriege ungefähr eine Million Mann an Taten verloren haben.

Abänderung des Belagerungszustandes.

Der gestrige „Reichsanzeiger“ veröffentlicht nachstehende kaiserliche Verordnung:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen etc., verordnen auf Grund des Gesetzes über den Kriegszustand vom 4. 12. 1916 im Namen des Reichs, was folgt: Die Verordnung zur Ausführung des Gesetzes über den Kriegszustand vom 4. 12. 1916 wird, wie folgt, geändert:

1. Paragraph 1 erhält folgenden Absatz 2: Der Oberbefehlshaber kann Anordnungen mit verbindlicher Kraft für die Militärbehörden erlassen.

2. Es wird folgender Paragraph 3 hinzugefügt: Der Oberbefehlshaber trifft alle seine Anordnungen und Entscheidungen im Einverständnis mit dem Reichsanzeiger oder dem von diesem bestellten Vertreter.

Urkundlich unter unserer höchstselbständigen Unterschrift bezeugt durch kaiserlichen Insegl. — Gegeben Großes Hauptquartier, 15. 10. 1918.

(Siegel) Wilhelm. Max. Prinz von Baden.

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht ferner eine an den Reichsanzeiger und den Kriegsminister gerichtete allerhöchste Order, in der bestimmt wird, daß der Militärbehörden der Befugnisse, die ihnen auf Grund des in der Verordnung vom 21. Juli 1914 erlassenen Kriegszustandes zufließen, nur im Einvernehmen mit den von den Landesregierungsbehörden bestimmten Verwaltungsbehörden ausüben dürfen. Kommt ein Einverständnis zwischen den Militärbehörden und der Verwaltungsbehörde nicht zustande, so ist unverzüglich die Entscheidung des Obermilitärbehörden einzuholen. Mit der festgestellten Befugnis dieser obersten Ordnung ist die Grundlage geschaffen, daß alle auf Grund des Kriegszustandes erscheinenden Anordnungen der Militärbehörden nur in Übereinstimmung mit den Befugnissen der Verwaltungsstellen ergreifen können, und daß sie letzten Endes unter der Verantwortlichkeit des Reichsanzeigers gestellt werden.

Die Einbürgerung der Militärerwerb.

Berlin, 17. Okt. (WB.) Auf Grund der Vorarbeit über die (bereits mitgeteilte) Veränderung des Gesetzes über den Kriegszustand beschloß der Reichsanzeiger den Staatssekretär Geßler zu seinem Vertreter für diesen Geschäftsbereich.

Verlängerung der Zeichnungsfrist.

Berlin, 17. Okt. (WB.) Von den verschiedensten Seiten ist an das Reichskriegsamt und an die Reichsbank das Ersuchen gerichtet worden, die Zeichnungsfrist für die 9. Kriegsanleihe zu verlängern. Wie wir erfahren, ist beabsichtigt, diesen Anregungen nachzugeben und den Zeichnungsfrist um ungefähr 14 Tage hinauszuverschieben. Der endgültige Schlußtermin dürfte in den nächsten Tagen bekanntgegeben werden.

„Das beste, wenn der Kaiser zurückkehrte.“

Wie selbst gemästete englische Blätter jetzt triumphieren und die maßlosesten Forderungen erheben, zeigt der liberale „Manchester Guardian“. Das Blatt schreibt:

Deutschland hat sich ergeben. Das ist die unentzerrbare Bedeutung der deutschen Antwort. Der Frieden steht offensichtlich noch nicht fest, aber die allgemeinen Grundgesetze sind bestimmt und angenommen worden. Wilson werde sich nicht zu Frieden geben mit der Antwort auf seine Frage über die vorläufigen Zustände in Deutschland. Das beste wäre, wenn der Kaiser zugunsten seines Entschlusses zurückträte und Prinz Max von Baden Regent würde. Für einen Waffenstillstand werden die Alliierten eine militärische Kompensation verlangen; gegenüber der Entente, daß der Feldzug aus einer gefährlichen Lage juristischen kann. Die beste Wertschätzung wäre eine vorübergehende Belegung von Eilen, die Klümmung von Elaf-Kolbringen durch die Deutschen und die Belohnung Elaf-Kolbringers durch eine neutrale Macht sein. Weiter dürfen die Transportschiffe der Alliierten nicht anconforten werden. Der U-Bootkrieg müsse für immer zu Ende sein. Die Angliederung der U-Bootflotte wäre eine unausweichliche Wertschätzung. „Manchester Guardian“ meint ferner, daß während der Verhandlungen ein System organisiert werden könnte, um den Feldzug und die neutralen Staaten mit den nötigen Lebensmitteln zu versorgen. Deutsche Schiffe könnten dabei mitwirken. — „Freiburger Nachrichten“ im „Daily Telegraph“: Wenn man Deutschland seine Kriegsschiffe besetzen läßt in dem Umfange von vor vier Jahren, wäre der Preis des Krieges verhängnisvoll. Nachdem Deutschland seine Kolonien verloren hat, hat es keinen Vorwand mehr für den Besitz einer Flotte. Es muß Deutschland karnegemacht werden, daß seine Zukunft nicht mehr auf dem Wasser liegt und auch nicht unter dem Kaiser. Die U-Boote müssen sämtlich ausgeliefert werden und ebenso müsse Deutschland versenken werden, seine Waffen auszuliefern. Auch eine Strafe für die Verbrechen auf See und Entschädigungen für die zerstörten Schiffe und Menschenleben müsse Deutschland leisten. Die Verbrecher müssen vor einem internationalen Gericht erscheinen.

Schmiert die Guillo'tine . . . !

Es ist bekannt, daß zu alten Zeiten „Demos“, das vielköpfige Volk, der schismatische Treuen gewesen ist. Das Blut von Hunderttausenden floß zur Zeit der französischen Revolution in Strömen, man mußte eine Maschine, nach ihrem Erfinder Guillot genannt, beschaffen, die das Kopfabnehmen im Großbetrieb befähigte. Das alles geschah im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Auch die Volksherrscher im gegenwärtigen Rußland haben eine einfache Art, eine willige Gleichheit der Meinungen herbeizuführen; wer nämlich anderer Meinung ist, der wird einen Kopf kürzer gemacht.

Auch die deutsche Demokratie, kaum hässlich eingerichtet, beginnt ihre Guillo'tine zu schärfen. Die Polaronen sangen höchlich an, sie holen vorerst aus der mittelalterlichen Folterkammer nur den Pranger. In einer fortschrittlichen Versammlung in Kiel erklärte nämlich der Abgeordnete Hoff, es werde die Stunde kommen, wo man öffentlich die Leute an den Pranger stellen werde, die diesen Weltkrieg bis heute verlängert und das deutsche Volk in die heilige Lüge geführt hätten.

Deutschland werden die Sozialdemokraten. Die bayerischen Genossen hielten in München ihren Parteitag. Es wurde ein Beschluß gefaßt, in dem es heißt: In Erwägung dessen, daß durch die plötzliche Erklärung des verhassten Unterbootskrieges die Friedensbemühungen gewaltam unterbrochen wurde und die Kriegserklärung Amerikas erfolgte, fordert der bayerische Parteitag die Reichsregierung auf, unverzüglich einen Antrag auf Einberufung einer parlamentarischen Untersuchungskommission einbringen, um diejenigen, die die damalige Friedensaktion zum Scheitern brachten und die Möglichkeiten einer früheren Verständigung verhinderten, ohne Unterschied der Person zur Rechenschaft zu ziehen!

Also stimmen wir das alte Lied aus dem Jahre 1848 an: Schmiert die Guillo'tine . . .

Verwilderung des ganzen staatlichen Organismus

In gleichfalls sehr eigenartiger Weise macht sich auch ein Mitglied der Regierung des Prinzen Max bemerkbar: der Herr Staatssekretär Erzberger. (Anmerkung der Schriftleitung: Im Drange der Ereignisse haben wir ganz übersehen, unseren Lesern die welterschütternde allerhöchste Verfügung kundzutun, wonach den neuen Staatssekretären Erzberger und Scheidemann das Prädikat „Erzberger“ beigelegt wird.) Vor einigen Tagen ist in der Gegend unserer Unterseeboote, also da, wo nicht im Dienste der Kriegsführung stehende Personen so viel oder so wenig verloren haben wie Herr Erzberger im feindlichen Granatfeuer, ein Passagierdampfer versenkt worden. Der Fall mag an sich gewiß banal sein, aber man muß doch immerhin davon ausgehen, daß die Schuld daran lediglich diejenigen trägt, die das Passagiergeschäft in die Gefahren laufen ließen. Ist es nicht das, was die enalliche Regierung. Von zehnjähriger Seite ist denn auch ausdrücklich auf die Unverantwortlichkeit dieses Treibens und auf die Verantwortlichkeit hingewiesen worden, aus dem Vorgehen eine neue Grenzlinie gegen Deutschland zu ziehen. Aber die Stelle, die das getan hat, offenbar ohne die Genehmigung des Herrn Erzberger gehandelt, denn dieser spricht jetzt nicht nur, wie es auch jene Seite getan, das Bedauern über die unglücklichen Opfer aus — wir glauben, in Deutschland hat es während des furchtbaren Krieges auch sehr, sehr viel unglückliche Opfer gegeben —, sondern er verleiht zugleich kostbaren Zeugnissen, daß die deutsche Regierung geschlossen auf seinem Standpunkte steht. Das Bedauern, seine, verleiht sich in diesem Falle zu ausdrücklichem Schmerze. Wir haben aber Bedauern vor dem schmerzlichen menschlichen Empfinden, wie selbst aber empfinden den größten und aufrichtigsten Schmerz über die geschehenen Fälle das deutsche Vaterland, wir dürfen aber trotzdem nicht vergessen, daß es ein sehr ernstes Gebahren ist, wenn ein einzelnes Regierungsmitglied für die ganze Regierung spricht, ohne, wie Herr Erzberger ausdrücklich bemerkt, sich mit dem Kaptän oder auch nur einem seiner Vorgesetzten ausgesprochen zu haben. Wohin soll das führen, wenn ein einzelnes Mitglied der Regierung ohne jede Rücksichtnahme mit dieser, und ohne daß es die Verantwortung tragen kann — denn die parlamentarischen Herren Staatssekretäre sind lediglich beratende Faktoren im Regierungskörper — eine Handlung vollziehen kann, die in das reine Gebiet der militärischen Kriegsführung gehört? Die ausführenden Organe unserer Heeresleitung sind dadurch entweder in ihrer Handlungsfreiheit, d. h. in der beschließenden Ausführung ihrer Pflichten behindert, oder sie riskieren, für ihre Willkürleistung vor dem Volke und vor allem vor dem Ausland in ein schlechtes Licht gestellt zu werden; sie riskieren vor allem, von den Engländern, die in diesem Falle von dem Verlust des Passagierdampfers betroffen sind, nach Barcelona-Weg behandelt zu werden, weil durch den Ausspruch eines Regierungsmitglieds ihre Handlungsweise, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach als unrechtmäßig gekennzeichnet wird. Daß das ein im höchsten Grade unglücklicher Zustand ist, liegt auf der Hand. Wenn der Reichstagsrat sein Bedauern über den Vorfall ausgesprochen hätte, so könnte man das in Rücksicht auf die gesamten Zeitverhältnisse noch verstehen, aber daß ein Mitglied der Regierung, das seine verantwortliche Stellung innehat, ohne den Kaptän und ohne die Regierung zugleich für diese spricht, das bedeutet doch nichts anderes als eine Verwilderung des ganzen staatlichen Organismus.

Von der Frankfurter Zeitung.

Die „Frankfurter Zeitung“ steht es nicht so ganz gut, seitdem sie hoffähig geworden ist und sich in der Gunst der Regierung zu setzen beliebt. Der Brief des Prinzen Max, in dem der von ihr geleitete sich so abspärend über das Organ der internationalen Sachlage äußert, dürfte nicht kommen. Aber auch sonst läßt ihr allenthalben unter, was auf eine gehörige Logik schließen läßt. Seit geraumer Zeit veröffentlicht das Blatt Reiseberichte unter der Überschrift „Reisende Tagebücher“ von einem Herrn Professor Dr. Steiner, die im übrigen recht interessant zu sein sind. In einem der letzten Briefe, äußert sich ein „Reisender Großindustrieller, nebstbei gesagt ein Jesuit, über die deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn sich der Reisende gegen jedes Nationalgefühl, gegen Schicksal und alles mögliche ausspricht. Dadurch verleiht sich der Deutsche den Blick in seine Seele. Dann legt er dar: „Rufen Sie den wirtschaftlichen Vorgesetzten Mittel-Europas so schnell als möglich in Vergessenheit; denn die amerikanischen und den englischen Schicksal, dieser Pläne der Welt, können Sie damit in blinder Großmut die schärfste Waffe.“

Nun ist zu bemerken, daß der „Vorgang Mittel-Europas“ zu dem eiserernen Band der alten Phosphorsäure-Industrie. Raummann gehört. Dieser merkwürdige Politiker führt das Behauptung, gleichsam wie die milden Südeuropäer sich einen Götzen formen, von Zeit zu Zeit eine neue Phäre zu bilden, an deren verkäuflichem Gebrauch er sich dann heimlich beteiligt. Dazu geißelt auch „Mittel-Europa“, über dessen Begriff die „Frankfurter Zeitung“ keine Exzellenz brachte und sich nicht genug in diesen Bereichsänderung tun konnte. Nun hat Wollensack-Heim „Mittel-Europa“ mehr wie einen Reiz bekommen und jetzt auch noch der Schmerz, daß in der „Frankfurter Zeitung“ zu lesen ist: Der Vorgesatz Mittel-Europas! Zur Kennzeichnung des großen Politikers Raummann sei hier noch eingeschaltet, daß er vor kurzem in seiner „Hütte“ Wissen den „internationalen Kaiser der Gegenwart“ nannte, weil „er die Menschheit mit einigen großen weißen Heilen fütterte und vollkommenlich fette, was er will.“ Was liegt das deutsche Volk heute dem?

Es lohnt sich überhaupt des Hieren, die früheren Aufsätze der „Frankfurter Zeitung“ mit den späteren zu vergleichen. So wird es vor wenigen Tagen:

„Nur mit Anglimm kann man auf die Politik im Kriege zurückblicken, kann man — Beispiel — davon berichten, was für gewöhnlich die Stimme für den ungeschulten Landvolk in die Wagshale warfen und so das Schicksal des deutschen Vol-

kes, dieses wundervollen, mutigen, marten, trogdaten, aber zu keinem Unglück bisher so unpolitischen Volkes mitbestimmen durften! Das soll zu Ende sein.“

Das ist z. T. jedem vorerläßlich fühlenden Herzen aus der Seele heraus gesprochen. Nur mit Anglimm kann man auf die Politik im Kriege zurückblicken, die so verheerend auf das Schicksal des deutschen Volkes, dieses mutigen, wundervollen Volkes hineingehaut hat, um alles, was das Volk in unvergleichlichem Selbstum gefiebert, nun vollends gründlich zerstören will. In der Tat, unser deutsches Volk war sehr zu seinem Unglück bisher so unpolitisch, sonst hätte das Heroismus auslösende Parteibeherrschungen nicht triumphieren können!

Die Sachlichkeit und Sittlichkeit dieser Entzückung wird nun aber in eine eigentümliche Beleuchtung gerückt, wenn man in der „Frankfurter Zeitung“ vom 24. März 1915, Nr. 83, zweites Morgenblatt, liest:

„Welch ein den Tauschverkehr so erfolgreich wie bisher weiterzuführen, dann wird es sich zeigen, daß nicht das Deutsche Reich, sondern England den Vorschlag dieses Krieges verlangen wird, und zwar zu einem Termin, der näher liegt als der, mit dem England sich brüßte, wirtschaftlich ungeschwächt durchhalten zu können.“

Das ist also dieselbe Trophegelung, für welche, wie man weiß, die „Frankfurter Zeitung“ klutiae „Abrechnung“ begehrt, und es stellt sich heraus, daß zu den „Geistes“, die dem ungeschulten Landvolk den Wert gerecht haben, das Sonnennamhaft selbst geht. Jedenfalls hinter das alttestamentliche Sprichwort: „Wie kommt Saul unter die Propheten?“ mit dieser Stellungnahme der Frankfurterin zusammen, die nicht ermangeln wird, den Anglimm über die Politik in diesem Kriege auf ihrem eigenen fündigen Haupt entladen zu lassen.

Alle Neun!

„Michel, sieh“ die Regel stehen
alle Neun in Reih und Glied.
Wohin Du da vorübergehst?
Schäm' Dich, wenn's Dein Ahne sieht!

Sieh bis jetzt nur acht getroffen —
Kuh! noch einmal sei's probiert!
Michel, komm' und lag mir's offen:
bist Du einer, der verliert?

Gelt, das glaubst Du selber nicht!
Wenn Du willst, dann kommst Du auch
Auf den Scheitel Deiner Licht!
Gut gesiegt nach altem Brauch!

Wie sprach die Weibin froh,
da heißt Germania.
Michel macht nicht so und so —
eh' sie endet, ist er da.

Dreimal wiegt er auf und nieder
seine Regel in der Hand,
summt das Schicksal seiner Pforten
und nun steht er recht in Brand!

Hull, wie donnert durch die Bahn
seine Regel! Wie ein Blitz
schlägt sie alle Neune an,
alle Neun auf einen Stuhl!

Gellend fallen sie zusammen,
und aus ihren Köpfen sprihen
unterm Wurf die roten Flammen:
also kräftig tat er sitzen.

Michel strahlt, Germania lacht,
doch die Feinde trauern seine,
wer hat das Zustand gebracht? —
Michels „Alle Neun“ alleine!

Wald-Michelbach i. Oben. Karl Rheinhardt.

Ein Brief von der Amerikasahrt eines U-Kreuzers

den 2. Juli 1918.

Meine Eltern!

Wir sind nun wieder von unserer Fahrt zurück, die .. Monate und .. Tage gedauert hat. Habe Euren Brief vom 24. Juli erhalten, ebenso das kleine Paket und danke Euch recht herzlich dafür, besonders für die Zigaretten, denn das Rauchen ist ein großer Genuß für uns, den wir aber auf der Reise sehr oft schmerzhaft entbehren müssen. Doch nun will ich Euch etwas über unsere Fahrt berichten, soweit ich das darf.

Wir kamen also unbehindert über den Atlantischen Ozean, wurden aber schon 600 Meilen östlich der Bermuda-Inseln von einem englischen Dampfer gesichtet und drüben gemeldet. Wir danken nun, daß jetzt alle amerikanischen Zerstörerstationen die Schiffsahrt vor uns warnen würden, aber nichts dergleichen geschah. Die amerikanischen Stationen Wellington gab immer noch ihre gewöhnlichen Nachrichten aber keine Kriegswarnungen. Zu erst verließen wir drei amerikanische Segler, die zuerst mit Rogers bekannt waren. Da wir keine anderen Schiffe antreffen, und der Weg nach dem nächsten Land ziemlich weit war, nahmen wir die Schiffsbrücken zu uns an Bord. Die Regier wurden für sich und die Europäer mit unserer Mannschaft zusammen untergebracht. Zwei Kapitäne waren Schiffsreue. Sie hatten sich zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen und feierten nun auf unserem U-Kreuzer ein trübendes Wiedersehen. Sie erzählten uns viel über die amerikanische Kriegssituation, die künstlich von den Geldmännern und Kriegsgewinnern in Amerika geführt wurde. Das nordamerikanische Volk sei im großen ganzen gar nicht für den Krieg, welche aber durch Zeitungen und die Presse der Regierung gegen die Mittel-mächte beeinflusst. Als wir dann nach zehn Tagen wieder Schiffe sichteten und sehr davon verließen, wurden die Amerikaner von uns in die Rettungsboote entlassen. Sie sprachen sich bei ihrem Abschied sehr anerkennend über die Behandlung durch

uns aus. Einige Tage später verließen wir einen amerikanischen Dampfer, der 300 Passagiere an Bord hatte und diese in ungefähr 20 Rettungsboote auslegte. Während der nächsten Tage hatten wir noch mehrere Schiffe mit 36300 Bel., zu meist mit Jüden beladen, auf den Meeresgrund geschickt. Ein norwegischer Dampfer hatte eine Kupferladung an Bord. Davon haben wir 1400 Zentner auf unseren U-Kreuzer übernommen. Dieses Schiff hatte auch noch einen Passagier nebst Frau und einem zweijährigen Kinde. Letzteres bekam von unseren Matrosen Milch und Schokolade geschenkt. Die Frau benutzte ein so hartes Parfüm, daß man es selbst durch den Delerium im Boot merkte. Für sie wurde von dem Dampfer, ehe wir ihn verließen, ein bequemer Korbstuhl herübergebracht. Es wimmelte in dieser Gegend von Haisfischen, auf die sehr viel geschossen wurde, jedoch ohne Erfolg. Wir haben dagegen einen mit einer großen Angel gefangen und geschlachtet. Wir haben dann die Boote ins Schlep genommen, um nach einem anderen Schiffe hinzuzufahren. Dieses hatten wir an, nachdem wir unsere Rettungsboote losgerissen hatten. Als der Dampfer verlor, nahmen wir auch seine Boote in Schlepptau und brachten sie alle zusammen nach einem kleinen Küstendampfer hin, von dem alle Leute aufgenommen wurden. Auf der Küste hatten wir sehr viel schlechtes Wetter, doch haben wir den Sommer nicht verloren. Vor allen Dingen ließen wir uns darüber, daß wir ein solch schönes Ergebnis auf unserer Kreuzung an der amerikanischen Küste erzielt hatten, und daß die Feinde unserer nicht habhaft werden konnten. Wann wir wieder in See gehen, weiß ich noch nicht. Ich schreibe Euch noch Näheres darüber. Hakt Ihr gute Nachacht aus dem Hefte? Wenn Ihr wieder hin schreibt, so beschrift doch einen schönen Gruß von mir.

In herzlichster Liebe grüßt und küßt Euch

Euer Sohn Ernst.

Aus der Heimat.

Bab-Nachheim, 16. Okt. Wie mir hören, sind das Grand Hotel und das Sanatorium Groedel, die auch in die Schwarzschlachtung-Angelegenheit verwickelt waren, bereits geschlossen, jedoch verwaltpolizeiliche Maßnahmen gegen diese z. Zt. unmöglich sind.

Buchbach, 16. Okt. Heute nacht wurden durch Herrn Wachtmeister Liebau hier drei Einbrecher festgenommen, die auf den hiesigen Staatsbahnhof einen Stützpunkt errichtet und geplündert sowie Expropiations, in denen sich Kleider zum Reinigen und Färben für die Firma Braunbach und Fährer befanden, erbeutet hatten. Die Spitzhaken hatten ihren Weg durch ein Fenster des Wertesales 2. Klasse genommen. Die gestohlenen Sachen konnten aneinander sämtlich wieder herbeigeschafft werden. Im Besitz der Diebe befand sich auch ein großer und guter Treibriemen. Die Eigentümer wollen sich auf hohem Amtsgesicht melden. Anschließend hatten die Verhafteten noch weitere unangenehme Besuche, bei denen es sich besonders um Lebensmittel handelte, vor. Die Festgenommenen sind, wenn ihre Papiere stimmen, was erst noch festgestellt wird, sachverständige Soldaten.

Darmstadt, 16. Okt. Ueber die Milch- und Fettver-sorgung im Großherzogtum Hessen für die nächste Zeit gab heute vormittag der Leiter der Landesmilch- und Fettstelle in einer Besprechung mit den Vertretern der hiesigen Zeitungen eine Reihe anheimelnd interessanter Mitteilungen, insbesondere über die Schwierigkeit der Erhaltung der Milch bei etwa 63000 Kühaltern, bei dem großen Unterschied der Tagesmilkleistungen, der bis zu 66 000 Liter an einem Tage beträgt, und deren Ursachen. Von den im Reich bestehenden Organisationen zur Erhaltung der Milch war Hessen als die Beste gelten, da in den meisten übrigen Staaten die Abkühlung eine viel geringere ist. In der Butter- und Fettfrage sind wir nicht in der Lage, uns selbst zu versorgen und sind auf das Reich angewiesen. Durch die Milchlieferung von dieser Seite sind in den letzten Wochen die Beunruhigungen in Darmstadt und Offenbach entstanden. Hierbei wird auf den Mangel einer einheitlichen Organisation in Hessen hingewiesen, da durch die Verschiedenheit der Versorgungstellen nicht mit dem entsprechenden Nachdruck gearbeitet werden kann. Von großer Wichtigkeit ist ferner, daß im ganzen Lande mit allem Nachdruck sowohl von Seiten der Behörden, sowie allen Organen, die dazu in der Lage sind, die ganze Bevölkerung zum Sammeln von Butterden angelernt wird, da wir nur hierdurch in der Lage sind, uns vor weiterer Fettnot aller Art zu schützen. Durch die im vorigen Jahre durch das Reich erfolgte Rationierung der Selbstverlänger ist diesen ein viel größerer Spielraum bei der Abkühlung der Milch gelassen, sie können größere Mengen von Milch wie früher zur Verbutterung oder sonstigem Gebrauch zurückhalten und die Abkühlung wird weniger.

Kassel, 16. Okt. Die Strafkammer Kassel hat als Berufungsinstanz in einem Massenprozeß gegen 600 Einwohner aus Kassel wegen verbotener Hausfriedensbrüche (sie hatten Stromkabel über je 60—1500 Watt erhalten) auf Freisprechung erkannt. Die Angeklagten hatten ihre Schweine in einem Nachbort schlachten lassen, ohne dazu die Genehmigung eingeholt zu haben. Sie machten geltend, sie hätten schlachten müssen, um leben zu können; im südlichen Schlachthaus hätten sie aber wegen Überfüllung nicht schlachten lassen können.

Arbeitsmarktanzeiger des Kreisarbeitsamtes u. d. Hilfsdienstamtes Kassel. Friedberg.

Offene Stellen:

10 Knechte, 1 Schäfer, 1 Hofmeistermille, 6 Tagelöhner, 1 Hofmeister, 10 Dienstmädchen, 1 Metzgerin, 11 Hausmädchen, 1 Kellnerin, 1 Gutsbesitzer, 1 Wirtschaftlerin, 1 Haushaltungsfrau (Stenographie erwünscht).

Stellensuchende:

Mehrere Meisterfamilien und ledige Meister, 1 Bäckermeister.

Verantwortlich für den politischen und lokalen Teil: Otto G. Rieckberg; für den Anzeigenenteil: R. G. Rieckberg, Druck und Verlag der „Neuen Tageszeitung“, W. G. Rieckberg i. S.

Herzenskämpfe.

Roman von Helene Schütz, abg. von Gertrud.
(Copyright 1915 by C. Ademann, Stuttgart.)

15) Nachdruck verboten
Hilde schaute ihm und führte mechanisch die verschiedenen Tönen des Tantes aus. Der Marquis bemühte sich, sie durch leichtes Geplauder zu zerstreuen und zu unterhalten. Doch drangen seine Worte kaum in ihr Ohr, in ihr Verständnis gar nicht. Sie war ein Bild durch den Saal, um zu sehen, wo Reinhold war. Da fand er, nicht zu fern von ihr, an der Seite Frieda Treutheims, mit welcher er den Tanz anführte. Eben sah er auch sie an, ihre Hände trafen sich. Ein frohes kameradschaftliches Grüßen des Einverständnisses flog zu ihr herüber.

Und da geschah etwas Wunderbares. Wie eine schwere Last fiel es plötzlich von ihrem Herzen; wie die Sonne mit einem Schläge eine schwarze Wolkendecke durchbricht und alles, was eben noch trübe und dunkel war, mit andernem Licht überzieht, so leuchtete plötzlich in ihrer Seele die Liebesregung von Reinholds Wert, der Glaube an ihn hellstrahlend auf. Dieser eine vertraute Blick aus seinen guten Augen hatte genügt, alle künftigen Wollen des Marquis zu verdrängen. Der Marquis, welcher einen Augenblick sein Räucheramt aufgegeben hatte, um nach seiner kleinen Nichte, Frieda Treutheim, zu sehen, war sehr erfreut, als Hilde plötzlich wieder ganz guter Laune zu sein schien, ganz munter plauderte und für alles, was er sprach, Interesse zeigte.

Was war mit ihr geschehen? O, diese Frauen! Da kenne ich einer aus! War es ihm gelungen, sie durch seine Liebenswürdigkeit zu fesseln, daß der momentane unangenehme Eindruck, einen Unmöglichen, Gernoch, ihre Freundlichkeit gekränkt zu haben, schon wieder verlassen war? Ja, so mußte es sein. Was konnte denn auch bei einer Frau tief gehen? Sie waren ja alle oberflächlich und leicht zu täuschen. Er war wie alle Männer seiner Art von der männlichen Überlegenheit sehr überzeugt. Die Frauen hielt er alle für Wesen geringerer Gestalt, nur zum Vergnügen und Gefährde geschaffen. In dem lärmenden Verkehr mit Hilde war er schon bei und da, halb unglücklich war, zu der Ansicht gekommen, es könne vielleicht doch etwas Ausnahme geben und sie sei eine davon. Und nur seine es sich, daß sie auch so war, wie die andern. Einen Augenblick hatte sie sich verstimmt gezeigt, aus abstrakter Eitelkeit natürlich, weil er ihr bewies, daß man nicht sie, sondern ihr Geld suchte. Jetzt aber war sie wieder lustig und vergnügt, weil seine süßen Worte und schmeicheleichen Reden ihre ewig noch Weiblichkeit und Huldigung verlangende kleine Weiblichkeit wie-

der getroffen und ins Gleichgewicht gebracht hatten! Es war ihm ordentlich wohl, daß er glaubte, sie niedriger als bisher taxieren zu können. Er fühlte sich ihr dadurch näher. Es hatte ihn einigermaßen mit Schen erfüllt, in ihr ein höher geartetes Wesen anerkennen zu müssen, besonders in Anbetracht der Zukunft, wo er als ihr Gatte es doch recht müßig finden würde, immer einen höher bestimmten Ton beizubehalten, als er ihm natürlich war. Jetzt, da er glaubte, sie auch als kleinlich, eitel und launisch zu erkennen, war sie ihm elementar viel lieber, wie vorher. Er fühlte sich schon halb als Sieger.

O, wenn er gewußt hätte, wie gänzlich falsch seine Schlussfolgerungen waren, wie welkenfarn ihm Hilde innerlich war, wie er eigentlich in ihrer Gefühlswelt keine Rolle spielte!

10. Kapitel.

Es waren wunderbare Wochen, welche nach dem Hoffest für Reinhold und Hilde folgten. Die Schranken der künstlichen Zurückhaltung waren zwischen ihnen gefallen. Sie verhielten sich freundlich und natürlich zueinander. Wie Reinhold in allem ernst und gewissenhaft war, trotz seines launischen Temperaments, so auch mit seinem Freund, Gastgeburde. Er konnte sich, als ihr wahrer Freund, daß er sie näher kennen lernen; offen und harmlos mit ihr verkehren, aber nichts von seinen kühnen Gefühlen verraten. Und das führte er mit eigener Konsequenz durch, wenn sich ihm auch oft wärmere Worte fast unwillkürlich auf die Lippen drängten. Im Augenblick aber war er erkrankt, daß er es doch verhältnismäßig leicht fertig brachte. Und das kam daher, daß sie so klar und verständlich war. Wenn man sich mit ihr unterhielt, konnte man ganz vergessen, daß sie eine schöne junge Dame der großen Welt war; aus der Tiefe vernahm man durch Schmeicheleien und Halbheiten aller Art. Sie hatte viel gelesen und nachdenklich, und sie hauptsächlich durch ihren jahrelangen Verkehr mit ihrem verstorbenen, geistig hervorragenden Vater Reinhold ein ruhiges und objektives Urteilsvermögen über alle Dinge und Menschen erworben, das außerordentlich wohlthuend wirkte. Da gab es keine vorurteilhaften festen Meinungen, keine bornierten fanatischen Vorurteile, sondern nur ein kluges, wahrheitsliebendes Urteilsvermögen, ein wohlmeinendes Herkommen an neue Menschen, neue Anschauungen und den hohen Willen, allem gerecht zu werden. Dabei aber doch ein festes Beharren bei dem, was sie als gut erkannt hatte. Alles, was sie sprach, was sie dachte, herrschte Reinhold unerschütterlich im Bewusstsein. Es war wunderbar, wie sehr sie in allem harmonisierte. Ihr Geschmack in Kunst und Literatur stimmte vollständig überein, und fand sich dennoch einmal eine Meinungsverschiedenheit, so war das nur eine Veranlassung zu noch animierter Unterhaltung, da dann jedes mit seinem eigenen Standpunkt verteidigte.

Das Beste aber war, daß sie in der allerstillesten Frage, die das Menschenleben lenkt, vollständig auf gleichem Boden standen. Auch Reinhold war tief religiös. Es dauerte verhältnismäßig lange, bis sie das gegenseitige von einander erfuhren. Eine gewisse Scheu hielt sie längere Zeit ab, dieses innerliche Verhältnis zu betreten. Es ist ein so heiliges und tiefes Verhältnis, unser Verhältnis zu Gott, daß wir, je inniger es ist, je mehr das Wissen einer fremden Hand daran scheitern. Aber dann, als sie es erst einmal erkannt hatten, welche Verbindungen gewährte es ihnen, auf diesem ersten Gebiete Seite an Seite zu wandeln, ihre Gefühle und Meinungen austauschen zu können, ohne die Furcht, mißverstanden zu werden! Dies Verstehen brachte sie einander sehr nahe, und Hilde mußte manchmal sich ihr selbst lachen, wenn sie an des Marquis niedrige Verbindungen von Reinholds Charakter dachte. Was war ein schlechter Mensch, wenn dieser kleine Krampf war! Sie glaubte noch immer nicht, daß er mit Ablicht und Bosheit verdammt hätte, sondern vielmehr, daß er nicht vermochte, die Spreu vom Weizen zu unterscheiden, d. h. daß er einfach Reinhold eben so brütelte wie wohl manche seiner Standesgenossen es verdienen mochten.

Gelegenheit zu vertraulicher Aussprache bot sich ihr und Reinhold häufig. Er kam wie früher häufig in das Haus des Kommerzienrats, brachte meistens die Abende dort zu. Auch wurden oft Ausflüge und Spaziergänge gemacht, die durch die herrlichen Naturschönheiten der Gegend sich zu einem sehr angenehmen Genuß gestalteten. Und auch kirchlich fanden sie, daß sie gleichen Sinnes waren. Diese Empfindlichkeit für die wunderbaren Einblicke, die unsere schöne vielgestaltige Gotteswelt auf reine unverbundene Herzen ausstrahlt.

Wenn sie bei goldenem Sonnenchein durch schattige Waldwege lachend und pfeifend einen Berg erklimmen, der von den Gipfeln einer alten Ritterburg gekrönt, hoch und frohlich in die Weite schaute, wie fanden sie dann über dem Gipfel von dem archaischen schönen Landschaftsbild das sich ihren Blicken bot, zu gleich durchhauchert von den Wehen der Vergangenheit, die aus den zerfallenen Mauern mit sanfter und doch so deutlicher Stimme von der Vergangenheit offen Reden zu ihren Füßen! Oder wenn sie beim mahlenden Licht des Vollmonds in einem Boot den Rhein hinabfuhren, wenn sie still und fernherüber an den roten Elberfeldern umflossenen Ähren, Wäldern, Ortschaften, Bergen und Schauern vorbeisagten, — welche wunderbaren Stunden reihen Genusses waren das!

Fortsetzung folgt.

Statt besonderer Anzeige.

Heute früh verschied nach kurzem, schweren Kranksein meine liebe Frau, die treu-
sorgende Mutter, meine herzensgute Tochter, Schwester, Schwägerin und Rusine

Frau Ella Schudt

geb. Keller

im Alter von 28 Jahren.

Neumühle bei Lich, Melbach, den 17. Oktober 1918.

Die trauernden Hinterbliebenen:

Fritz Schudt u. Kinder

Anna Keller Bwe., geb. Herber

Martha Keller.

Die Beerdigung findet statt in Melbach am Sonntag, den 20. Oktober, nachmittags 2 Uhr.

Bekanntmachung

Für die Letzt in der Volks-
küche gelassen

Schüler
Tann das Mittagessen, solange
die Schule geschlossen ist, täglich
von 11 bis 12 Uhr abgeholt
werden.

Die Wochenkarten werden Sam-
stag, von 11 bis 12 Uhr, im
Gemeinschaftsraum des Stadt-Lebens-
mittel-Ausgabes abgegeben.

Friedberg, 18. Oktober 1918.
Der Bürgermeister,
A. B. Damm

Drucksachen

Liefert schnell und billig
Karl Tappert, Druckerei & Verlag 1-1

Bekanntmachung.

In den Geschäften von
H. Weidmann
Lind & Böhm
Gg. Wöbbs

gelangen von Samstags, den 19. ds. Mts., ab

Handkäse

zum Verkauf. Auf jeden Absatz
1 Käse zum Preise von 25 Pfennig derbolschl.

Friedberg, den 18. Oktober 1918.

M. Rosenfeld
E. Stamm
Schade & Büllgrabe

H. Kint, Kauerbach,
den 19. ds. Mts., ab

Handkäse

zum Verkauf. Auf jeden Absatz
1 Käse zum Preise von 25 Pfennig derbolschl.

Friedberg, den 18. Oktober 1918.

Der Bürgermeister
A. B. Damm

Suche einen gut erhaltenen

Wagen

zu kaufen.
H. Kremer,
Mühle Ober-Wöbbs.

Bekanntmachung.

Am 15. 10. 18. ist eine Nachtragsbekanntmachung
betreffend Ergänzung des § 4 der Bekanntmachung vom
21. 9. 18. Nr. H. M. 580/9. 18. R. A. M., betreffend Be-
standserhebung, Beschlagnahme und Höchstpreise von
Weiden, Weidenstöcken, Weidenzweigen, Weidenrinde,
Weidenstäben, Weidenzweigen, Weidensträucher, Weidenab-
fall, Kopfweiden und Naturholz (Glanzholz, Stuhlholz usw.)
erlassen.

Der Wortlaut der Nachtragsbekanntmachung ist in
den Amtsblättern und durch Anschlag veröffentlicht worden.

Stellv. Generalkommando 18. Armee-Korps.

Einen 16 Monate alten
Simmentaler Zuchtbulle
von gelbem Elter, zu verkaufen.

Georg Betz,
Melbach.

Zwei mittelgroße, ältere
Arbeitspferde
Rehen zu verkaufen bei

H. Kremer, Mühle Ober-Wöbbs.

Bekanntmachung

Am kommenden Dienstag, den
22. Oktober, findet in Friedberg
der diesjährige

Herbst-Friedemarkt

statt am Mittwoch, 23. Okt.

**Rudolph, Schewe- und
Käsemarkt.**

Friedberg, den 17. Oktober 1918.

Der Bürgermeister,
A. B. Damm.

Schüler gesucht.

Die Schulfeststellung der Gemeinde
Ober-Rosbach im Kreise Friedberg
ist bis zum 1. November ds. Ja.
anderweitig zu belegen. Geeig-
nete Bewerber wollen ihre Ge-
suche und Besoldungsanträge bei
der unterzeichneten Stelle um-
gehend einreichen.

Ober-Rosbach, den 14. Okt. 1918.
Der Bürgermeister Ober-Rosbach:
Dietrich.

Bekanntmachung

meines Lokals verlaufe ich jäm-
liches Möbel wie:

1 Speisezimmer, bestehend aus
1 Buffet, 1 Kredenz, 1 Ausziehtisch,
1 Sofa mit Umbau, 1
Silberschrank, 6 Lederne Stühle,
1 Rauchstisch, 1 Servier-
tischchen. Außerdem 1 Kasten-
schrank, 2 einzelne weiße Schlaf-
zimmer, mehrere Holzbetten,
ein größerer Posten Stühle, 2
Küchenschränke, Bilder, Spiegel,
1 Grammophon, Teppiche,
Kostüme, mehrere Tische
und sonstiges.

Anzufragen im
Restaurant „Kalksteinhof“,
Bad-Kreuznach, Schmittstraße.

Bessere fertige Ulter,

Mäntel, Anzüge aller Größen

in großer Auswahl, nach gu-
ten Stoffen, gebe noch billig ab.

Einzelne Hosen, Joppen,
Arbeitswesten sofort bei

Schneiderei Wolf,

Frankfurt a. M., Bleichstr. 20, L.

Ein schöner, zur Zucht geeig-
neter

Ziegenbock
8 Monate alt, zu verkaufen.
Sein. Neuland H. Wöllersheim.

Kein Uebermut! Aber auch kein Kleinmut! Sondern Mut!

Ich habe schon lange nicht mehr alles gesagt, was bis vor kurzem zu glauben für vaterländische Pflicht galt, und bin deshalb für einen Plauderer, ja sogar von einem besonders feinen Herrn, der aus Selbstlosigkeit seinen Namen verschwiegen, für einen von Wilson belächelten Späher erklärt worden.

Die großen Hoffnungen dieser Leute haben plötzlich einem gefährlichen Kleinmut weichen müssen. Unsere Regierung bittet im Einverständnis mit dem Generalstab um Frieden, und der feindliche Uebermut lenkt keine Grenzen. Sogar unsere leeren Kassen sollen wir ihnen ausliefern, ehe sie sich zu Verhandlungen bequemen wollen und glauben wohl, daß diese Forderung in gewissen Schichten des deutschen Volkes Wiederhall finden werde.

Doch nun gilt es fest zu bleiben, Mut und Hoffnung nicht sinken zu lassen. Je größer die Not, desto fester wollen wir uns um Führer und Vaterland scharen, bereit zum Neuanfang. Das Ehrgefühl verbietet uns, dem Feind einen solchen Eingriff in unsere inneren Angelegenheiten zu gestatten. Den Herrschern haben wir Treue geschworen, und das Sprichwort: „Verschworen — verloren“ — zeitlich — ewig. Dann der Kaiser durch Wohlthaten ohne Zahl den Dank des ganzen Volkes verdient. Alle, alle, und nicht zum wenigsten die Niedrigen und Geringsen — ich brauche nur auf die soziale Gleichgültigkeit und auf die gegenwärtige Verfassungsumänderungen hinzuweisen — hat er im Krieg und Frieden mit Vertrauen geehrt, mit landesväterlicher Fürsorge besorgt.

Nicht in Worten nur und Liedern
Auch mein Herz zum Dank bereit;
Mit der Tat will ich erwirken
Dir in Kampf und Not und Streit

Ja, ist denn für uns noch Hoffnung vorhanden? Freilich ist sie vorhanden. Unser Vaterland hat schlimmere Zeiten mit Gottes Hilfe überstanden. Wie furchtbar war der Zusammenbruch von 1806! Unsere Väter aber bewahrten sich im Unglück unter Gottes Hand und bestärkten auch an den staatlichen Einrichtungen, was der Besserung bedurfte, anstatt es auf friedlichere Zeiten zu verschieben. Als dann der Herr 1812 die große Armee in Rußland vernichtet hatte, ging die Nacht der Knechtschaft zu Ende. Das Volk stand auf, der Sturm brach los, und als der Feind ins Land kam, sang ein deutscher Dichter:

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir noch ein Feindling nie.

Das Wort klang uns zur Unzeit in den Ohren, als unsere wehrfähigen Männer nach einer langen, äußerlich reich gelegenen Friedenszeit vom Kaiser gerufen wurden. Heute wollen wir daran denken, daß auch Gottes Ordnung auch im Leben der Völker der Feind, der Feindbringer, auf den rauhen Winter folgt und wollen glauben, daß die Zeit der Hilfe näher ist, als wir sehen. Wir brauchen nur Einigkeit bei uns selber zu halten und zu greifen nach der Hand, die Gott uns hinhält. Der Uebermut hat uns an den Rand des Verderbens gebracht, der Kleinmut rückt uns hinein, der Mut nur kann uns retten.

Es ist wahr, daß wir übermütig waren? Leider ist's wahr. Jeder Stand ist stolz auf das, was er leistet. Das ist recht so. Sünde aber ist es, und zwar wirklich Sünde, wenn er die anderen Stände verachtet, und diese Verachtung trägt die Hauptschuld an dem unfeligen Parteihader. Gerade der Krieg kann diesen Hochmut zu Schanden machen, gibt es doch in allen Schichten des Volkes neben sehr viel Selbststolz auch viel Tapferkeit und Opferwilligkeit. Gewiß ist's gut, nach oben und nach unten die Wahrheit sagen, aber es wird doch auch recht viel geduldet, und das ist wieder Wahrheit und Liebe, also auch Sünde. Also laßt uns stille halten, wenn Gott uns durch die Trübsal leiten will. Es ist nötig zu unserem Gedeihen. Dazu soll ja überhaupt der furchtbare Krieg über uns, und Gottes Sonne läßt doch noch lange freundlich. Was war unter Dank? Trotz aller Bestürben, die namentlich anfangs auf belacht waren, verließen wir uns mehr auf Rasse und Wogen, als auf den Namen des Herrn Jehooth. Sonnenmenschen, Juden, Krieger, Gewalttätigkeit, Unfeindschaft, Habgier und Verleumdung nahmen überhand. Gott mußte uns härter anfaßen, damit wir seiner wieder gedächten. Es war uns eine gewisse Freude, den Haß der ganzen Welt damit zu erwidern, daß wir die ganze Welt in Scherben schlugen. Gottes Weg ist ein anderer. Er will die blinde Welt erlösen und selig machen.

Ich höre den Einwand des anfangs erwähnten „kommen“ Herrn: „Das Recht ist auf unserer Seite, also muß Gott uns den Sieg geben“. Solche Leute beten: „Gib mir das Teil der Güter, das mir gehört“ und laufen dann dem Vater fort. Gott aber läßt nicht so mit sich reden. Sollte das ein Grund sein, weshalb so viele Gebete unfruchtbar waren? Es ist auch fraglich, ob das Recht vor und während des Krieges so ganz allein auf unserer Seite war und ist. Den Einbruch in Belgien hatten nicht nur unsere Feinde, sondern auch eine wachsende Zahl von Deutschen für ein Unrecht. Das ist für das ganze Volk eine noch unerklärte, sehr ernste Gewissensfrage. Da darf man nicht einfach sagen: „Seht, die hatten's mit den Feinden“. Denn die, deren politische Führer so reden, stehen auch in dem

Schlingengraben und beweisen ihre Vaterlandsliebe. Endlich steht es auch nirgends geschrieben, daß das Recht hier auf Erden in allen Fällen zum Siege gelangen müsse. Das Gegenteil ist oft genug der Fall. Es sind keine gemachten, sondern mitleidige Sünden, um dererwillen Deutschland am 20. d. Mts. Ruhe tur und beten soll. Ob unsere Feinde besser oder schlechter sind als wir, geht uns jetzt gar nichts an. Gott wird zu Seiner Zeit schon mit ihnen rechten. Für uns ist's nur die Frage, wie wir mit ihm stehen? Der verlorenen Sohn öffnet sich die Tür ins Elternhaus durch das Wort: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir“. So wollen auch wir vor Gott und Menschen nichts verbergen. Dann wird uns vergeben. Allerdings vergeben Menschen und Völker nicht gerne. Im Gegenteil, wenn man etwas offen eingesteht, dann wird man oft höflicher abgewiesen: „Siehst du, du bist so schlecht, daß du es selber zu geben mußt“. Es haben wenige den Mut, sich selbst einer Abweisung auszuweichen. Aber Gott will's, sonst verurteilt er nicht, und wenn er uns vergeben hat, haben wir vielen und jeden anderen Mut, dessen wir bedürfen, denn wir lauen mit Paulus: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Dann werden wir nicht zu Schanden. Gott gibt uns den Mut, die Kraft, den Schultern Kraft zum Tragen, langsam und leiser, wenn es nötig ist, damit die geistliche Kraft wachle. Und wenn Seine Zeit gekommen, Sein Liebeswille erreicht ist, sei es, dann er auch dem Arm Kraft zum herrlichen Siege geben. Dazu sprechen wir zuversichtlich: Amen.

Heinrich Beyer, Pfarrer in Othenheim.

Rußland im Herbst 1918.

Hunger und Feuerung. — Stadt und Land.

Mehr als je ist Rußland ein geographischer Sammelhaufen geworden. Eine Fülle von Generationen umhüllt den einzelnen in die verschiedensten Lager und Koalitionen hinein. Die kommunikativen Massen sind die befehlten Massen, die ihre materiellen, geistlichen und leiblichen Interessen gesondert haben und in Wochen das heimischen wollen, was sie in Jahrhunderten erstritten zu haben glauben. Das russische Imperium ist enternert, es ist durch Hunger und blühende Lebensgefahr gelähmt und taumelt fast und totentlos seinem Schicksal entgegen.

Rußland hungert trotz einer im allgemeinen recht betrüblichen Ernte. Man hat berechnet, daß in gewissen Gouvernements 10, 20, ja 30 Prozent des Ackerlandes unbearbeitet geblieben sind. Der erdige Getreide, Kleinfeld, und Staatsgut war nämlich nicht verteilt worden, und der russische Bauer hatte nichts mehr als die Gefahr, er könnte künftige Arbeit

Reichstag und Regierung über die Sicherheit der Kriegsanleihen.

Der Staatssekretär des Reichsschatzamts, Graf von Kochern, hatte mit Parteiführern des Reichstages eine Aussprache über die Kriegsanleihen. Es waren am Reichstagspräsidenten Jochenbach, vom Zentrum die Abgeordneten Gräber und Trimborn, von den Sozialdemokraten die Abgeordneten Ebert und Scheibemann, von den Konservativen die Abgeordneten Graf von Helldorf und Dietrich, von der Christlich-sozialen Volkspartei die Abgeordneten Wimmer und Fische, von den Nationalliberalen die Abgeordneten Stresemann und Loh, von der Deutschen Fraktion die Abgeordneten Freiherr von Camp und Schultze-Dresberg erschienen.

Der Staatssekretär des Reichsschatzamts erklärte u. a. folgendes:

„Man fragt nach der Sicherheit der Anleihen. Die Anleihen sind gesichert, formell durch das Versprechen von Regierung und Reichstag; materiell durch das, was hinter ihnen steht, die Arbeits- und Steuerkraft des ganzen deutschen Volkes. Treffend hat man die deutsche Kriegsanleihe als eine Hypothek auf unser Volksvermögen bezeichnet. Unser Volksvermögen steht in der Hauptsache noch unangefastet da.“

Das deutsche Volkseinkommen bietet eine Gewähr dafür, daß auch der Zinsendienst der Kriegsanleihen gesichert ist.

Bundesrat und Reichstag sind gewillt, den eingegangenen Verpflichtungen gerecht zu werden, insbesondere für Deckung der Kriegsanleihezinsen in voller Höhe Sorge zu tragen.

Bei allen Steuern, die noch kommen, wird der Besitzer von Kriegsanleihen nicht schlechter gestellt werden wie der, der seiner Pflicht zur Zeichnung in dieser schweren Zeit nicht nachgekommen ist. Ich trete sogar dafür ein, daß derjenige, der sein Vaterland in schwerer Zeit finanziell nicht im Stiche gelassen hat, bevorzugt werden soll.

Die Kriegsanleihe ist eine Volksanleihe im besten Sinne des Wortes geworden, sie ist bereits jetzt in den Händen von Millionen zum großen Teil wenig bemittelter deutscher Reichsangehöriger, sie bildet den Grundstock des Vermögens ungezahlter Sparkassen, Genossenschaften, wohltätiger Stiftungen, die unseren Armen dienen. Und weil das der Fall ist, würde kein Parlament und keine Regierung es wagen können, durch gesetzliche Maßregeln an der Sicherheit ihres Anleihen zu rühren.“

Die Parteiführer des Reichstages

erklärten ihre volle Uebereinstimmung mit der Auffassung, daß es weiter für Reichstag und Reichsregierung erste Pflicht sein muß, den Zinsendienst der Kriegsanleihen in zugesagter Höhe mit allen Mitteln sicherzustellen, und daß der Besitzer von Kriegsanleihen bei allen steuerlichen und sonstigen Maßnahmen keine Benachteiligung, vielmehr nach Möglichkeit eine Begünstigung erfahren soll. Für die Durchführung dieses Bestrebens bürgt schon die Tatsache, daß unsere Anleihen Volksanleihen im besten Sinne des Wortes sind, die sich zum größten Teil in den Händen von Millionen wenig begüterter Volksgenossen befinden.

über den dringenden Eigenbedarf hinaus oder vielleicht nicht ausschließlich für den eigenen Vorteil getan haben. Die vollständige Bebauung des Landes wäre aber an sich kein ausreichender Grund dafür gewesen, daß Rußland schon unmittelbar nach einer befriedigenden Ernte hungern sollte. Der Hunger pflagte in Rußland früher nur in einzelnen Landstrichen, und dann auch selten früher als etwa drei bis vier Monate vor der neuen Ernte auszukünnen.

Baterlandsolche im mittel- und westeuropäischen Sinne kennt der russische Mensch nicht. Darum ist es so schwer, das Volk für den Krieg oder seine Forderungen zu organisieren, d. h. die Bürger zur Mitarbeit an der Kolonisierung der Verbundgebiete zu bewegen. Man wird nicht behaupten können, daß irgendein Volk die Versorgungsfragen im Kriege voll oder annähernd voll gelöst habe; aber so flagrant mißlungen wie in Rußland ist die Lösung der Ernährungsfrage in keinem anderen Lande. Aber das regierungsferne Element: die Arbeiter in den Städten und die roten Soldaten, wollen leben. Rußland liefert der Bauer nichts, der Markenaustausch zwischen Stadt und Land steht infolge Beschlagnahme der Waren in den Städten, und die von Moskau betriebenen Zwangsversetzungen von Getreide entziehen jeden gerechten Schluß und werden nicht einheitlich durchgeführt. Da steht denn der Truppenanteil, der gerade nichts zu essen hat, auf eigene Faust los, um zu regulieren. Sie ziehen aus mit Gewehren, Maschinengewehren, Häufig in Kraftwagen, nicht selten sogar mit Panzerfahrzeugen, nach einem wohlhabenden Dorfe. Das Veranlassen der privilegierten Klassen wird meist schon vorher bekannt, meistens aber von den ausgesetzten öffentlichen Kassen bemerkt und gemeldet. Nun wird alarmiert: alle Wehrfähigen versammeln sich mit Gewehren, Maschinengewehren, ja Geschützen und empfangen das Kommandomittel mit klaren Befehlen. In zahlreichen Fällen haben die durch Diktatorien unterworfenen Bauern mit Hilfe von Kommandanten die requirierenden Soldaten mit blutigen Köpfen abgewiesen, ja, ganz aufgegeben. Bleibt das Militär festgesetzt, so ist es immer noch zweifelhaft, ob es in den Besitz der erbeuteten Beute gelangt. Häufig haben die weichen Bauern den roten Hahn auf die Strohdächer gesetzt und ihre Häuser samt den Vorräten vernichtet, zuweilen auch werden in dem verlassenen Dorfe nur ganz geringe Bestände gefunden; das meiste ist an nur Eingeweihten bekannten Stellen vergraben. Je härter die bäuerliche Widerstand gegen die Versorgungsbedürfnisse der roten Soldaten, desto rückfälliger werden die Requisitionsmethoden; je rückfälliger die Requisitionsmethoden, desto härter der bäuerliche Widerstand gegen den privilegierten Klub; es ist eine Kette ohne Ende. „Neben alles zugrunde rücken, alle ein Pud Brot den roten Soldaten geben!“ sagte mit ein Bauer aus dem Smolensker Gouvernement.

Die Lebensmittelpreise haben sich — vorübergehend — nur damals etwas erniedrigt, als ein deutscher Vormarsch möglich schien. In diesen Städten Mittel- und Nordrusslands sollte mindestens das Schatzgut heute 5, 6 und mehr Rubel, früher 12 bis 15 Rubel, jetzt etwa ebensoviele das russische Pfund (408 Gr.) Die Lagerung für Petersburger Winter der „vierten Klasse“ beträgt 1/2 Pfund (50 Gramm). Die vierte Klasse bilden alle

höheren Beamten und Offiziere, die Gutbesitzer, Industriellen und Angehörigen freier Berufe, die im Sommerland mit dem Sammelnamen „Bourgeois“ (vom französischen bourgeois) bezeichnet werden. Die dritte und zweite Klasse erhalten etwas mehr. Die erste Klasse bilden die roten Soldaten und die Arbeiter in Samjebetrieben. Als Grund für diese Differenzierung wurde in einem Moskauer Dekret offen angegeben, daß man die Bourgeois durch Unterernährung daran hindern wolle, sich gegen die Samjeherrschaft zu erheben. „Der russische Intellektuelle trachtet nur, wie er soll werde, jeder andere Gedanke tritt zurück“, jagte mit neckisch ein ehemaliger russischer Oberst aus Reglau.

Ein großer Entscheidungskampf hat begonnen: zwischen den Bolschewiken und ihren ländlichen Widersachern. Es schien der alte Kampf zwischen Stadt und Land zu sein, den die mittel- und westeuropäischen Länder vor Jahrhunderten überstanden haben. Da haben die Bolschewiken mit Geschick Brände in die Phalanx ihrer Feinde gelegt: Sie haben die „Reine der Armee“ geründet. Diese Reine umfassen die landlosen Bauern und überhaupt alle Elemente, die mit der Besitzverteilung auf dem Lande unzufrieden sind. Die Reine der Armee haben das Recht, eine Verteilung der vorhandenen Lebensmittel zu verlangen und den „Kulak“ (zu deutsch „Häufel“) — so wird der Besitzer eines Bauernhofes genannt — zu enteignen. So ist der Bürgerkrieg in die Dörfer getragen und das bäuerliche Proletariat ist der tertius gaudens. Häufig ist die „Reine der Armee“ — das ist der Fachausschuss — nicht mehr als eine Versammlung des arbeitenden und ländlichen Schutzes. Doch haben die Zustände auf dem Lande nicht so allgemeinen Bauernunzufriedenheit geführt; größere Erhebungen fanden bisher nur in Teilen der Gouvernements Kowno, Witebsk und Smolensk statt. Fraglos droht aber die immerwährende Gefahr für die Samjeherrschaft aus dem ständig sich verschärfenden Gegensatz zwischen ländlichem und ländlichem Proletariat einerseits und den eigentlichen Bauern andererseits.

Außerordentlicher Freitag im ganzen deutschen Reich.

Das Großherzogliche Oberkonsistorium hat angeordnet:

In dieser schweren Notlage unseres Vaterlandes empfinden mehr als je alle frommen Christen im Volke das Bedürfnis, in stiller Sammlung um Gottes Wort und in gemeinsamem Gebet zu dem Gott alles Heiles und aller Hilfe die inneren Kräfte zu suchen, die nötig sind, um die gegenwärtige Prüfung zu bestehen und zum Wohle unseres Volkes zu gestalten.

Wir ordnen daher mit Genehmigung Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großherzogs und im Einklang mit den anderen deutschen Landeskirchen an, daß am Sonntag, den 20. Oktober in unserer Landeskirche ein außerordentlicher Landestag abgehalten werde, welcher der demütigen, bußfertigen Bezeugung unter Gottes Hand, dem innigen Gebet um seine gnädige Bewahrung und Führung, und dem mutigen Glauben, das in keiner schweren Stunde bis hierher unserem deutschen Volke gefehlt hat, Ausdruck verleihen soll.

„Es ist wirklich notwendig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Aber was der Marquis denkt, möchte ich wirklich wissen. Er scheint äußerlich so glatt und sich wie immer, aber es ist ihm wirklich so gleichgültig, daß, daran zweifle ich doch sehr.“

Ja, der Marquis! Er befand sich in einer mehr als unbefriedigten Stimmung. Als er nach dem Ball gehen mußte, daß seine wohlgezielten vergifteten Pfeile alle wirkungslos abgeprallt waren, erlebte ihn ein stummer Grimm. Er erkannte seine Machtlosigkeit, direkt trennend zwischen das junge Paar zu treten. Mit beinahe heroischer Selbstbeherrschung zögerte er sich, äußerlich ruhig zu erscheinen, während er innerlich vor Wut kochte. Es ist nicht zuviel gesagt, daß er Reinhold mit Vergnügen ermerdelte hätte, wenn das in diesen nördlichen Kulturländern überhaupt denkbar gewesen wäre. Ja, in einem Südfrankreich, wo das Blut heißer in den Adern fließt, da könnte man vielleicht Mittel und Wege finden, einen unheimlichen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Aber hier, paß! Hier ist alles feierlich, lauter und kühl; hier bewacht die Polizei Schritt und Tritt, hier ist das Risiko zu groß. Nein, hier gilt es auf Umwegen, durch List und Schleichheit an das Ziel zu kommen. Zu diesem Zweck durfte er vor allen Dingen seine wahren Gefühle nicht verraten. Seinen Haupttrumpf, den er für ganz gewiss erfolgreich hielt, wollte er erst, wenn durchaus unvermeidlich, auszuspielen. Zunächst wollte er sich überzeugen, ob wirklich die Sache ganz so schlimm stünde, wie er fürchtete. Er beobachtete leicht und war überzeugt, daß bis jetzt tatsächlich nur ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Beiden herrschte. Ihm war das freilich, von seinem Standpunkt aus, unbegreiflich.

„Wille tonnerre!“ meinte er ein wenig wegwerfend in seinen Selbstgesprächen. „Mit einem so schönen jungen Geschöpf täglich Durcheinander zusammen sein und mit ihr immer nur philosophische, weltliche Gespräche führen, anstatt von Liebe zu reden, das gehört wirklich ein solcher deutscher Trost ohne Schmerz und Schuld... Aber mir kann's schon recht so sein. Ich bin unterdessen vollkommen wie Argus, begegne ich mit der gewohnten Ergebenheit und ihm mit der gewohnten Höflichkeit, damit sie nicht mißtraulich werden. Um mir diesen eigentlich unersättlichen Zustand einigermaßen zu mildern, habe ich ja meinen kleinen Ritz mit dem reizenden jungen Ding, der Oberstentochter!“

Und wirklich brachte er fast alle seine Zeit, die nicht dem gewöhnlichen war, was er als seine Hauptaufgabe betrachtete, nämlich dem Aufpassen und Spionieren jedes Schrittes, jeder Miene der beiden Geliebten, damit zu, der hübschen Käthe Tronheim den Kopf zu verdecken. Sie brauchte ihre Schwesler nicht mehr um die ihr verrichteten Rollen zu beneiden. Gleich den Tag nach dem Ball kam ein prachtvoller Strauß nebst Karte von Herrn Marquis Louis von Regnaud, worin er die Hoffnung ausdrückte, daß dem gnädigen Fräulein das Fest gut bekommen sei; er

Wollte nun in größeren Dingen Veranlassung und Gelegenheit dazu vorhanden ist, geben wir der Erwägung anheim, außer dem am Nachmittag oder Abend in den Kirchen freier gestatteten vaterländischen Gemeindeversammlungen zu veranstalten. Je nach den Verhältnissen kann dabei auf gottesdienstliche Gebräuche verzichtet und auch die Mitwirkung von Laien, vorgezogen werden.

Kirchliche Nachrichten.

Evangelische Gemeinde.

21. Sonntag nach Trinit., 20. Oktober 1918.

Landeskirche.

Gottesdienst in der Stadtkirche.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Herr Direktor Schoell.

Nachmittags 2 1/2 Uhr: Herrarrer Kieberger. Am 27. Oktober wird mit dem Erntefest das hl. Abendmahl gefeiert.

Gottesdienst in der Burgkirche.

Vormittags 8 Uhr: Militärgottesdienst. Herrarrer Kieberger.

Vormittags 11 Uhr: Kindergottesdienst. Herrarrer Kieberger.

Gottesdienst im Stadtteil Jauerbach.

10 Uhr Gottesdienst. 11 1/2 Uhr Jugendgottesdienst.

Evang. Stadtmision Friedberg, Ludwigstraße 24:

Sonntag: 1 1/2 Uhr nachm. Sonntagsschule, 8 1/2 abends

Öffentliche Versammlung.

Dienstag: 8 1/2 Uhr abends Jugendstunde.

Donnerstag: 8 1/2 Uhr abends Bibelstudium und Kriegsgesellschaft.

Katholische Gemeinde.

Sonntag, den 20. Okt. 1918. 22. Sonntag nach Pfingsten.

Beidseitige Gelegenheit am Samstag von 5 Uhr an und Sonntag früh von 6 Uhr an.

1/27 Uhr Frühmesse.

8 Uhr Militärgottesdienst mit Rosenkranz.

10 Uhr Hochamt mit Segen und Predigt.

Nachmittags 2 1/2 Uhr Sakramentalische-Bruderschaft.

Andacht mit Segen.

Um 4 Uhr Versammlung des Jünglingsvereins.

Während der Woche um 1/27 und 7 Uhr hl. Messe.

Werktag abends 6 1/2 Uhr: Rosenkranz-Andacht.

Nach dem Sonntag Ausgabe von Büchern aus der Vorromant-Bücherei.

Verantwortlich für den politischen und lokalen Teil: Otto Girschel. Friedberg: für den Anzeigenenteil: A. Senner, Friedberg. Druck und Verlag der „Neuen Tageszeitung“, A. G. Friedberg i. S.

Herzenskämpfe.

Roman von Helene Schütz, geb. von Geroboff.
(Copyright 1915 by C. Ademann-Stuttgart.)

10) Nach dem verlorenen

Auch gemeinschaftliche Spazierritte wurden unternommen, denn Hilse war eine vorzügliche Reiterin. Das war dann für Reinhold immer ein besonderes Vergnügen, und er wurde nicht müde, ihre herrliche Gestalt, die auf dem Pferde besonders schön zur Geltung kam, sowie ihre anmutige, kraftvolle Haltung zu bewundern.

Tante Ella sah der veränderten Situation still beobachtend zu. Sollten sich ihre früher gehegten Hoffnungen doch noch erfüllen? Anlangte glaubte sie es, aber nach und nach wurde sie wieder zweifelhaft.

„Weißt du, Bernhard“, sagte sie zu ihrem Gatten: „Ich werde nicht davor fliehen. Sie sind doch wie für einander geschaffen. Gott und Menschen mühen eine Freude daran haben, wenn sie zusammen können. Und sie sind ja auch bezaubert voneinander, seit einmal das Eis gebrochen ist. Sie werden nie fertig mit Auseinandersetzungen über die verschiedensten Dinge, sie lachen, sie teilen zusammen, gehen zusammen spazieren, sie sind immer vergnügt und glücklich, aber... das ist alles! Eine Spur von Verliebtheit, keine Keckheit, keine Heißhunger, kein Erzürnen, kein Erbittern! Kurz, wenn sie zwei alte schon im Pensionat lebende Leute wären, so könnten sie nicht einfacher und natürlicher verkehren. Es ist wirklich merkwürdig!“

„Beruhige dich nur, Schatz“, meinte der Kommerzienrat gleichmütig, „es führen bekanntlich verschiedene Wege nach Rom, aber auch zum Traualtar. Auf die eine oder andere Art wird die Sache schon in Ordnung kommen. Warum soll es überhast nicht auch einmal eine eheliche vorübergehende Trennung zwischen Mann und Weib geben? Bei zwei solchen Eitelkeitsmenschen, wie Hermann und Hilse, wäre ich mir so etwas allenfalls als möglich vorstellen.“

„Schon recht, Bernhard, ich fasse wohlwollend auch schon an, bei unserer allmählichen Hilse die unmöglichen Dinge für möglich zu halten“, erwiderte Tante Ella, „aber was glaubst du, was die Welt dazu sagt? Sie erscheinen überaus zusammen, freilich immer in meiner schützenden Gegenwart, so weit das tunlich ist, — beim Reiten z. B. kann ich sie ja nicht begleiten!... Sie macht das alles so selbstverständlich, als gehörte sie zusammen und es ist ihnen offenbar ganz gleichgültig, was darüber geredet wird.“

„Da haben sie ganz Recht, das ist auch ganz gleichgültig“, sagte ihr Gatte beruhigend. „Doch doch den Reuten des Vergnügens, zu schmecken und zu genießen, soviel sie wollen! Was können sie denn viel reden? Ob das wohl eine Partee gibt oder nicht? Das ist doch alles! Diese fleissige Frage wird die Zeit über.“

„Wahrhaftig, du hast einmal wieder Recht, Bernhard“, ent-

reichte sich erlauben, sich selbst danach zu erkundigen und Herr und Frau Oberst eine Auskunft zu machen. Dies geschah denn auch, und er wurde lebenswichtig in dem geselligen Hause aufgenommen, in welchem der Stellung des Herrn entsprechend, ein lebhafter gefestigter Verkehr herrschte.

Selbst verging selten ein Tag, an dem nicht ein Blumenstrauß von ihm für Fräulein Käthe eintraf, und die Kleine war nicht wenig stolz auf ihren ansehnlichen Besitz. Sie amüsierte sich köstlich über seine Aufmerksamkeit und sein Verhalten, ihr möglichst oft zu begegnen, einen Blick oder gar ein Wort von ihr zu empfangen. Schon morgens ging er flüchtig an ihrer Wohnung vorbei, spähte nach ihren Fenstern in die Höhe und schien sehr beglückt, wenn er sie erblickte.

Als sie das erst bemerkt hatte, sah sie natürlich verflohen auf, ob er wohl wieder kommen würde, war sehr bescheidig, wenn er erschien und ein klein wenig enttäuscht, wenn er ausblieb. Bald erhielt sie durch mütterliche Ermahnungen, daß sie „in solchen Dingen“ sehr vorzüglich sein und Herren, welche sie ihr zu nähern suchten, kühl und abweisend gegenüberstellen müsse. Das kam ihr überaus liebend, daß die gute Mama hatte wohl vergessen, wie lustig so ein kleines Teufelchen war, hatte überhaupt vergessen, wie es ihr, jung zu sein. Was konnte es denn haben, mit dem netten, interessanten Marquis ein wenig zu kokettieren? Das war doch ein harmloser Spaß! Wozu war sie denn nun endlich erwachsen und aus der langweiligen Schule entlassen? Sie konnte doch nicht ewig weiter nur Vokabeln lernen, Stileisen machen oder so fabels Jung treiben! Sie wollte sich amüsieren und dazu holte sie durch die offene und verführerische Einladung des Marquis die beste Gelegenheit.

Aber auch Frieda warnte. Ja, die! Die war auch so herzlich ernt, arbeitete immer etwas, genüsslich für Arme, lachte kaum und nahm alles so schwer. Als sie damals, als sie noch in die „Gesellschaft“ eingeführt war, für Reinhold Hermann geschwärmt hatte, war Frieda auch erkrankt und hatte gewarnt. Lieber Himmel, das wäre ja furchtbar langweilig, wenn sie denen wirklich folgen wollte. Nein, nein, sie wollte allesdings vorzüglich sein, aber nur insofern, daß die Jünglinge nichts von diesen kleinen harmlosen Scherzen merkten.

Damit war das arme Kind schon auf der schiefen Ebene, Anstalt wie anfangs lachend und übergehend von den Goldgruben des Marquis dahin zu erzählen, begann sie seine Fensterposten, die Begegnungen mit ihm zu verschweigen, ihm, wenn sie ihn in Begleitung der Jünglinge traf, entgegen von letzteren, leuchtende, bedeutungsvolle Blicke zuwerfen, und sich am Fenster nur noch schnell und verstohlen zu zeigen.

Der Marquis verstand. Er stellte seine Blumensträuße ein, reduzierte seine Spaziergänge vor ihrem Fenster und suchte nur ihr allein verständlich zu machen, daß seine Gefühle unwandelbar seien. Dadurch war ein gewisses Verständnis, etwas Geheimnisvolles in ihre Beziehungen gekommen, was demselben einen neuen Reiz der verbotenen Frucht beizubringen konnte. Fortsetzung folgt.